

Autor: Susanne Schaber

Artikel: Den Sternen entlang - Eine Wallfahrt ins peruanische Qoyllur Rit'i

Das Eis. Wo ist das Eis? Alle starren auf den Gletscher. Dort wandern kleine Punkte, tauchen zwischen den Spalten auf und ziehen über Schründe und Krater talwärts. Sie kommen näher, werden zu dunklen Flecken, dann zu menschlichen Gestalten. Grimmige Kerle, als Bären verkleidet, in schwarzen Wollanzügen mit langen Fransen, Felle um Schultern und Bauch gebunden, das Gesicht versteckt hinter finsternen Masken, Peitschen in den Händen. Die Ukukus, wie sie heißen, die Bärenmenschen. Sie haben die Nacht am Gletscher verbracht, haben getanzt, sich ausgepeitscht und gebetet. Nun steigen sie auf eine Hochebene herunter, erwartet von einer aufgeregten Menge. Alles wie immer, seit Menschengedenken. Doch etwas fehlt: *el hielo*, das Eis. Die Ukukus haben kein Eis mitgebracht. Was das bedeutet? Ein düsteres Jahr, fürchten alle: dürrer Mais auf den Feldern, krankes Vieh im Stall, kein Geld im Haus. Der Segen der Götter scheint verspielt.

Qoyllur Rit'i. Ein Wallfahrtsort in den peruanischen Anden, knapp 5000 Meter über dem Meer, eine Tagesreise von Cusco entfernt. Einmal im Jahr, ein paar Tage vor Corpus Christi, treffen sich hier Indianer aus allen Teilen Südamerikas, um fünf Tage und Nächte lang zu tanzen, zu beten und zu singen. Qoyllur Rit'i heißt diese Feier, das Fest des Schneesterns, benannt nach dem gleichnamigen Berg: ein weißer Zacken, 5450 m hoch.

Die meisten Indianer sind getauft, und doch leben sie auch in jenem Glauben weiter, den ihnen die spanischen Missionare vergeblich auszutreiben suchten. In Qoyllur Rit'i folgen sie beidem, dem Katechismus und den Geboten ihrer Ahnen. Auf dem Gletscher zelebrieren sie die uralten Kulte ihrer Vorfahren, in der Wallfahrtskirche auf der Hochebene gehen sie vor dem *Señor de Qoyllur Rit'i* in die Knie. Der *Señor*, nicht viel mehr als ein verschwommenes Bild Jesu Christi auf einem dunklen Stein im Herzen des Gotteshauses, liebt sie, das spüren alle. Sie beten ihn an, schreien, weinen. Und fiebern dann doch wieder jenem Moment entgegen, da die Ukukus auf die Gletscher steigen, indianischen Ritualen gehorchend: Sie müssen Eis herausbrechen, so wollen es die Götter, grobe Brocken, die sie auf ihren Rücken zu Tal bringen. In ihnen steckt das Licht des Schneesterns. Das Schmelzwasser, aus diesen Gletscherblöcken gewonnen, gilt als heilig. Ein Fläschchen für jeden Pilger. Es begleitet ihn durchs Jahr, als Arznei, Glücksbringer und spirituelles Elixier.



Und nun das: kein Eis, in diesem Jahr. Staunen, Wut, Trauer. Der Gletscher schmelze zu schnell, tuscheln die einen, man müsse ihm Zeit geben, sich zu erholen. Nein, das könne nicht sein, höre ich von anderen, die Kirche habe den Tanz um das Eis verboten. Und nun? Was nun? *Jayu* schreien die Ukukus, weitergehen, immer weiter und weiter.

Mawayani. Ein Dorf, 120 Kilometer südöstlich von Cusco, an der Schotterstraße nach Puerto Maldonado im Regenwald des Amazonas. Ein paar Steinhäuser und Ställe in einem kargen Tal, eine Bude mit *teléfonos – llamadas nacionales*, ein Café, zumindest nennt es sich so, eine Kapelle. Wen treibt es hierher? Ab und zu einen Lastwagen und ein paar Reisende, die Station machen, um etwas zu trinken. Doch einmal im Jahr, wenn die Pilger eintreffen und sich hier für den Aufstieg nach Qoyllur Rit'i rüsten, regnet es Geld, Soles, wie die peruanische Währung heißt. Der Markt von Mawayani stellt seine Schätze zur Schau: Töpfe so groß, dass fünf Hühner und ein Lamm darin Platz fänden, Blechnäpfe und Plastiktassen, Seife, Klopapier und Messer.

Zwischen den Buden aus Plastikplanen ein paar Tische und Bänke. Auf Schiefertafeln das Menu: *aji de gallina*, ein herzhaft gewürztes Hähnchen, *rocoto relleno*, das sind gefüllte, scharf abgeschmeckte Chilis oder *caldillo de huevo*, eine Eiersuppe. Der Cocatee dampft, *chicha* wird ausgeschenkt, das peruanische Maisbier. Die letzten Schlucke Alkohol für einige Tage. In Qoyllur Rit'i darf nichts getrunken werden.

Tag und Nacht rollen Busse und Lastwägen heran, bepackt mit Pilgern und ihren Habseligkeiten. Die meisten Gläubigen sind seit Tagen unterwegs, viele Indianer, etliche Mestizen, kaum Weiße. Große Gruppen der *Hermanidad de Qoyllur Rit'i* treffen ein, Bruderschaften in aufwändigen Kostümen, begleitet von Flötisten, Fahnenträgern und Ukukus, von Frauen in Festtagstrachten und Männern in bunt gewebten Ponchos und merkwürdigen Hüten. Eine kurze Rast in Mawayani, eine heiße Suppe, ehe es losgeht. Ein schmaler Saumpfad zieht in Serpentina den Hang hinauf ins Sinakara-Tal hinein. Es ist laut, Trommler geben den Takt vor. Scharen von Pilgern folgen ihnen, dicke Bündel mit Decken, Geschirr und Proviant auf ihren Rücken. Entlang des acht Kilometer langen Weges ein paar Zelte. Getränke werden angeboten, Kerzen, erste Devotionalien: Fotos mit dem Konterfei des *Señor de Quoyllur Rit'i*, Anstecknadeln mit seinem Bild, Blätter mit Gebeten. Hände zerren an mir, stecken mir eine Brosche an. Gehöre ich nun auch dazu? Ich fühle mich fremd. Irgendjemand nimmt mich in die Mitte, ich bin wieder in der Karawane, es geht weiter.

Ein ausgelassener, lärmender Zug wälzt sich Richtung Gletscher. Wegmarken zählen die Kilometer, später die Meter. *Al papacito* lese ich auf einem handbemalten Schild.



Das muss er sein, der *Señor*. Und dann plötzlich sind wir da. Ich fühle mich wie hineingeworfen in einen brodelnden Topf mit Menschen und versuche nach Kräften, über den Rand dieses Kessels zu blicken. Ich sehe ein Hochplateau, beschattet von einer steilen Reihe eindrucklicher Berge und Gletscher, an einem der Hänge eine schlichte Kirche.

Mein Herz rast, die Lungen brennen. Ich setze mich hin und schnappe nach Luft. Vor mir ein Treiben, das alle Sinne in Beschlag nimmt. Garküchen neben Zelten und Verkaufsbuden mit heiligen Waren aller Art, Marktschreier, Wahrsager mit Gürteltieren, Affen und Papageien, erschöpfte Pilger. Durch die Masse der Leute schiebt sich eine nicht enden wollende Kolonne von Tanz- und Musikgruppen in bunten Trachten und Masken. Vor der Kirche setzen sie zu einer Vorführung an, ehe sie ins Innere des Gotteshauses weiterziehen. Die Formationen kollidieren, spielen gleichzeitig in allen Tonlagen, die Trommler halten den Rhythmus der Musikstücke. Keine sanften Choräle, sondern fiebrige, erregte Lieder. Mehrere Melodien hängen in der Luft, verhallen in einer einzigen Symphonie. Ihre wilden Klänge wirbeln die Gletscher und Berge hinauf. Zwischen den Tänzern, Musikern und Zuschauern die Ukukus, die Zeremonienmeister von Qoyllur Rit'i, seltsame Wesen aus der indianischen Unterwelt. Sie drängen sich durch die Menge, lassen ihre Peitschen knallen, schreien, befehlen, treiben die Gläubigen durch die Kirche: *Jayu, jayu*. Sie sollen für Ordnung sorgen, heißt es. Ordnung? Hier regiert das Chaos, und doch steckt hinter jedem Lied, jeder Bewegung der Tänzer und jedem Gebet ein geheimes Gesetz.

Obwohl ich nur da sitze und schaue, fühle ich mich gejagt. Diese Tage in Qoyllur Rit'i sind anstrengend: Extreme Temperaturschwankungen, fünf Tage und Nächte lang Trommeln und Lärm, kein Platz zum Ausruhen, an tiefen Schlaf nicht zu denken. Ich beginne mich langsam zu orientieren. Das Sternenfest – wie alt ist es wirklich? Man weiß es nicht genau. Die Geschichte der Anden-Indianer und Inkas liegt im Dunkeln, nur ein kleiner Teil davon ist ans Licht gekommen: 60 % davon sei wilde Spekulation, konstatiert die Wissenschaft, 30% Vermutung und 10 % Faktum. Aufzeichnungen gibt es keine, man kannte keine Schrift, verständigte sich mit einem fast schon mathematischen System von Knoten, den *quipus*: Schnüre aus gefärbter Lamawolle, deren Knotenanzahl und – positionen Angaben über Steuerabgaben, Viehbestand oder Einwohnerzahlen offenlegten. Erst Francisco Pizarro und die Spanier brachten die Schrift nach Peru, als sie 1532 zur gewaltsamen Eroberung des Landes ansetzten. Doch allein den Berichten der Konquistadoren und Missionare mag man nicht trauen. Zu sehr versuchten sie einzugreifen in den fremden Kosmos des Himmels, um die unerklärliche Welt der Indianer aus christlicher Sicht zu kommentieren und



denunzieren. Die katholische Mission hatte Erfolg – und doch auch wieder nicht. Die Indianer schickten sich in den Katholizismus und blieben doch auch ihren Göttern treu.

Qoyllur Rit'i ist ein besonderer Ort. Er liegt auf einer jener 42 Linien, die von Cusco kommend in alle Himmelsrichtungen hinauslaufen. Die *ceques*, wie die geheimnisvollen unsichtbaren Bahnen heißen, verbinden die Hauptstadt der Inkas, mit 328 heiligen Plätzen, mit Bergen, Quellen und Steinen, wo das Göttliche lebt. Seit vielen Jahrhunderten feiern die Indianer am 2. Mai die *Fiesta de la cruz*, den Beginn der Trockenzeit. Die Wallfahrt, die man kurz darauf beginnt, wird zum Gebet um Regen. Das Blut der Götter nennt man das Wasser des Gletschers. In ihm steckt ihr Leben.

Den spanischen Geistlichen spürten die Kraft und Magie der indianischen Rituale. Früher einmal, höre ich, habe man am Ausangate gefeiert, dem höchsten Berg der Cordillera Vilcanota. Bis die Kirche auch das Sternenfest bei Strafe untersagte. Doch die Indianer suchten sich einen neuen Ort für ihr Fest, versteckter und schwerer zugänglich als der frühere. Sie fand ihn hier, im Sinakara-Tal nahe Mawayani. Dorthin pilgerten sie, den Sternen entlang. Anfangs heimlich, später mit dem halbherzigen Segen der Kirche: Der Klerus gab zähneknirschend nach - und sah eilig zu, in Qoyllur Rit'i seine eigene Wallfahrt zu installieren. Eine heilige Legende musste her, und siehe da, sie ward flugs gefunden. Einem Mestizenjungen, so hieß es plötzlich, sei hier der Jesus erschienen, und sein Konterfei habe sich auf einem Felsen eingegraben. Ich habe die Striche im dunklen Felsen gesehen, eine unkenntliche Gestalt, ungelent in den Stein geritzt. Man hat ihr eine Krone aufgesetzt, das Gold blitzt verhalten. Der schwarze Block steht im Zentrum des Gotteshauses, das Allerheiligste von Qoyllur Rit'i.

Die Hochebene füllt sich von Stunde zu Stunde. Immer mehr Pilger suchen sich ihre Lagerplätze und scharen sich ums Feuer. Ich sehe riesige Töpfe mit Kartoffeln und Reis, grobe Fleischstücke auf dem Grill, große Fladenbrote. Und da – *cuy*, Meerschweinchen: kross gebraten, streckt es seine Beinchen von sich, eine jämmerliche Gestalt, knochig, mager. Teuer, höre ich, aber sehr fein. Also? Ich bin zu feige. Neugierige Pilger beobachten mich, tuscheln und lachen. Sie reden mich an, auf Quechua. Ich verstehe nichts, höre eine rhythmische Melodie, ein sanftes, dann wieder scharfes Zischen, harte Konsonanten. Etwa 47% der 25 Millionen Peruaner sind Indianer, etwa 5 Millionen Menschen sprechen Quechua, seit 1975 auch offizielle Amtssprache. Was das gebracht habe, will ich wissen? Nicht viel. Immer noch gehören die Anden-Indianer zur ärmsten Bevölkerungsgruppe des Landes. Man lebt vom Anbau von Getreide, Mais und Kartoffeln, verkauft Käse, gewebte Decken und einfachen



Schmuck, bringt sich mehr schlecht als recht durch. Die Aussichten sind trüb: kaum Schulen am Land, eine hohe Analphabetenrate, keine Ärzte, wenig Perspektiven.

Allein der *Señor de Qoyllur Rit'i* scheint ein Versprechen, er habe schon vielen geholfen, erklärt man mir mit Händen und Füßen. „Dólares, dólares“, höre ich's von mehreren Seiten schreien. Ein paar Männer verkaufen Spielgeld, dicke Bündel Dollarnoten, die man für ein paar Soles eintauscht. Seltsame Geschäfte beginnen: Hinter dem Kirchplatz haben fiktive Händler ihre Buden eingerichtet. Sie sitzen am Boden und haben Steine vor sich liegen. Und aus diesen Steinen bauen sie jene Welt, nach der sich jedermann sehnt: Ein glatter Felsbrocken steht für ein Auto, ein paar lose aufgestapelte Steine repräsentieren ein Haus, eng aneinandergelegte Kiesel den Garten. Ein wildes Feilschen beginnt. Wieviel kostet so ein Haus? 5000 Dollar, her mit dem Geld. Die Scheine wechseln den Besitzer, zwei Steine verschwinden in der Jackentasche des Käufers – das Haus, mit Garage. Wer weniger Fantasie besitzt, erwirbt Hütten, Villen und Autos aus Papier oder Plastik, billiges Kinderspielzeug, das die Händler hier anbieten. Doch nun geht es noch weiter. Ein Notar muss her, Kaufverträge wollen besiegelt und Eintragungen ins Grundbuch veranlasst werden. Und zuletzt ist endlich der *Señor de Qoyllur Rit'i* an der Reihe: Priester segnen Steine und Verträge, auf dass sich Träume erfüllen. Das funktioniere, versichert man mir, und wie! Oft genug seien schon Wunder geschehen. Ich sehe Männer, die mit ihren Plastikautos den Hang entlang kriechen: Sie üben das Lenken, Kuppeln und Hupen. Ich schaue Ehepaaren zu, die ihre Häuser in die Landschaft setzen und die Einrichtung planen, und jungen Mädchen, wie sie den Ehering bestaunen, den man ihnen angesteckt hat. Plastik – aber was soll's? Es wird viel gelacht, und doch: Hier ist alles ernst.

Wieso zweifeln? Jedes der viele Rituale steht auf festem Boden. Kreuze werden durch die Kirche getragen und schließlich auf den Gletscher geschleppt und ins Eis gerammt. Sie bleiben dort über Nacht, um die Gebete der Pilger weiterzutragen und zwischen den Göttern und den Menschen zu vermitteln. Was da geredet wird? Das weiß niemand. Aber dass die Kreuze nach dieser Wacht im Eis den Segen des Himmels in sich tragen, daran glaubt jeder.

Die Tage verstreichen langsam. Der letzte Morgen bringt nochmals neue Pilger, die über die Hochebene fluten. Eine Messe jagt die nächste. Als endlich der Mond aufgeht, scheint der Platz vor der Kirche zu bersten. Und dann spüre ich, wie sich manches verändert. Die Musik klingt plötzlich anders, noch rasender, anarchischer, auch archaischer. Kurz darauf sehe ich, was los ist: Die Ukukus brechen endlich auf. In einer langen Reihe marschieren sie Richtung Gletscher, dicke Seile um Bauch und Rücken,



ihre Peitschen in der Hand, kleine Medizinfläschchen um den Hals, auf denen sie pfeifen. Nur die Kräftigsten sind ausgewählt worden, niemand darf zählen, wie viele es sind. Eine uralte Regel: dann weiß auch niemand genau, wie viele tot in den Spalten der Gletscher zurückbleiben.

Die ganze Nacht über liegt eine fiebrige Ungeduld in der Luft. An den Mauern vor der Kirche brennen Kerzen, davor knien Menschen, Stunde über Stunde. Es dauert endlos, bis es dämmt. Alle starren Richtung Gletscher. Man hat die Lichter gesehen im Dunkel, man wusste, dass dort oben getanzt und gebetet wurde. Die Ukukus haben sich in den Schnee geworfen, einander ausgepeitscht und all jene Sünden gebüßt, die ihre Brüder und Schwestern im Tal begangen haben. Sie haben die bösen Geister vertrieben, man hat ein Pfeifen gehört, Fistelstimmen wie von fremden Wesen. Nun kehren die Ukukus zurück. Es wird unruhig. *El hielo* – wo ist das Eis? Die Ukukus haben kein Eis dabei. Es gibt heuer kein Eis, zum erstenmal seit vielen Jahrhunderten. Erschöpfung in den Gesichtern der Pilger, Enttäuschung, auch Tränen. Doch niemand wird laut. Zu groß ist die Angst vor den Priestern, vor der Autorität der Kirche.

Am Vorplatz der Kirche beginnt die letzte Messe, die *misa de bendición*, Schlusspunkt des Festes und klerikaler Höhepunkt. Die Stimmen der Priester hallen über die Ebene, alle warten auf eine Erklärung. Sie kommt nicht. Die ersten packen, der Aufbruch beginnt, noch ehe der Segen über die Häupter zieht. Die Messe ist noch nicht zu Ende, da sind viele schon weg, bedrückt und verbittert. Der Weg zurück nach Mawayani quillt über, Menschen laufen und stolpern nach unten. Dort warten Busse und Laster.

Die Ebene verwandelt sich zu einem öden, verwüsteten Stück Land. Ich bin wütend. Kein gutes Ende für diese Pilgerfahrt. Da höre ich die Ukukus von neuem, *jayu, jayu*. Einige von ihnen sind geblieben und treiben jene Pilger an, die in eine andere Richtung davonziehen, nochmals den Berg hinauf. Zusammen mit einer kleinen Schar von Pilgern begleiten sie das *Cruz de Tayancani*, ein schweres, prächtig geschmücktes Kreuz, von Qoyllur Rit'i nach Ocongate: eine 24 Stunden dauernde Prozession, über fünf Pässe und durch eine Vielzahl endlos langer Täler ohne Menschen und Häuser.

Nach den ersten fünf Stunden eine Rast. Sie dauert nicht lang. *Jayu, jayu*, nur nicht stehenbleiben. Die Sonne ist längst verschwunden, es dunkelt früh. Das Kreuz ist schwer, die Männer wechseln sich beim Tragen ab. Niemand darf stolpern. Der Pfad ist eng, manchmal nass und eisig. Auf den Pässen stockt der Zug. Die Geister der umliegenden Berge werden beschworen, die Blicke nach oben gelenkt, zur Milchstraße: Dort reisen die Götter.



Und dann weiter. Das Auf und Ab zehrt an den Lungen, immer wieder liegen dunkle Körper am Wegesrand. Schlafen sie oder sind sie tot? Es wird feucht und frostig. Wie ich diese Nacht überstehe, weiß ich nicht, ich kann nur mehr staunen, meine eigene Pilgerreise hat begonnen. Es ist bitter kalt, ich spüre weder Hunger noch Durst. Die Stunden ziehen vorbei, die Trommler werden leiser, doch sie hören nicht auf. Das Gehen scheint mechanisch, die Gespräche sind längst verstummt. Auf diesem Weg ist jeder allein.

Gegen vier Uhr früh beginnt der Abstieg. Als wir in Intilloqsina eintreffen, dämmt es. Wir stoßen auf eine Reihe uns fremder Pilger: Sie sind uns von Ocongate entgegengekommen und begrüßen uns mit Musik. Unsere Trommler antworten, ein Zwiegespräch beginnt. Und dann versammeln sich alle um jenen Felsen, der wie eine Treppe frei in der Landschaft thront. Ein heiliger Ort: Auf diesen Stein fällt an diesem Morgen der erste Sonnenstrahl. Und auf diesem Stein steht nun das Kreuz.

Es wird plötzlich ruhig. Eine fast schon gespenstische Stille, nach diesen Tagen des Lärms. Alle starren der Sonne entgegen. Die Ukukus haben sich auf einem Hügel aufgestellt, eine lange Reihe bewegungsloser Gestalten, in sich versunken. Als das Licht der Sonne das Kreuz trifft, liegen sie sich in den Armen. Ein *adiós* bis zum nächsten Jahr. Und dann ziehen sie davon, schleichen erschöpft den Hügel hinunter. Ihre Macht ist gebrochen, nun müssen sie zurück in die Unterwelt.

Im Westen seh' ich einen hellen Stern. Ein paar Momente noch, dann ist er verschwunden. Wer wird ihn vermissen? Niemand. Oder doch? Vielleicht hat er einen Namen: Qoyllur Rit`i, Stern des Schnees.

